

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementpreis** im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

**Redaktion:**  
Leipzig, Laubacher Straße 19/21.  
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.  
Fernsprecher: 18008.

**Anzeigen** kosten die 7spaltige Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschritt 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4. — Mk. jedes Tausend, bei Zellaufgabe 5. — Mk. — Schluß der Annahme von Anzeigen für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — **Verlag** in Leipzig, Laubacher Straße 19/21, Fernsprecher: 4506 • **Anzeigen-Abteilung** Fernsprecher: 2721.

## Tageskalender.

Das gestrige Leipziger Gewerkschaftsfest verlief unter erheblicher Beteiligung als die früheren.

Die Freikonservativen setzten die Wahl in Jüterbog-Ludowigsdorfe mit ausföhrstlosen Argumenten an.

Bei Bramminge (Dänemark) entgleiste der Expresszug Kopenhagen-Coblenz, wobei 15 Personen getödtet und viele verletzt wurden. Unter den Verunglückten befinden sich auch mehrere Deutsche.

Die Türken haben das bulgarische Gebiet wieder geräumt. Die Griechen erfochten einen Sieg bei Simittli.

## Staatsstreich in Böhmen.

Leipzig, 28. Juli.

Aus Wien schreibt man uns: Der Nationalismus unserer bürgerlichen Parteien hat sich wieder einmal als der stärkste und vor allem selbstloseste Bundesgenosse des Absolutismus bewährt. Weder den Deutschböhmen, noch ihren tschechischen Landsleuten hat der Kampf, den sie in den letzten fünf Jahren miteinander geführt haben, auch nur soviel eingetragen, als ein Spaß auf dem Schwanz davontragen kann. Der Absolutismus aber hat bei diesem Streit in glänzendem Glanz geblüht. Ohne jedes Risiko und ohne die geringste Mühe. Die Regierung hat, die Hände im Schoß und mit grinsendem Behagen, einfach mitangelesen, wie die feindlichen Brüder das Haus, in dem sie nebeneinander wohnen sollen, demolierten, weil keiner dem andern ein ordentliches Heim gönnt; sie schritt erst ein, als die Bude auflällig war. Unbildlich gesprochen: Der Graf Stürgkh hat zuerst nicht einen Finger gerührt, um eine Verständigung zwischen den Deutschen und Tschechen in Böhmen anzubahnen; er hat sie ruhig in ihrer Art weiter wirtschaften lassen, so lange es nur irgend ging — und als es nicht mehr ging, machte er den Staatsstreich, auf den er von Anfang an hingearbeitet hatte: am Sonntag ist in Böhmen ein absolutistisches Regiment eingeführt worden.

Dieser Streich kommt nicht überraschend. Er ist längst erwartet worden, denn die Regierung hat aus ihren lauberen Plänen von Anfang an kein Geheimnis gemacht. Graf Stürgkh, der im Kurienparlament ein hervorragendes Mitglied des „verfassungstreuen“ Großgrundbesitzes war, hat, seitdem er an der Spitze der Regierung steht, seine Verfassungstreue nur dadurch betätigt, daß er die Verfassung anermüdtlich ad absurdum zu führen suchte. Er tut das nach einem sehr einfachen Rezept: Während unser Minister des

Auswärtigen keine Gelegenheit, sich in fremde Angelegenheiten einzumengen, unbenüht vorübergehen läßt, steht der Ministerpräsident Stürgkh auf dem Standpunkt, daß sich die Regierung unter keiner Bedingung in österreichische Angelegenheiten einmischen darf. Ergeben sich irgendwo zwischen den Parteien Schwierigkeiten, so mögen die Parteien sie gefälligst selber beseitigen und die Regierung ungeschoren lassen. Und diesen sonderbarsten aller Regierungsgrundsätze führt Stürgkh konsequent durch. Im Interesse des Absolutismus. Er will zeigen, daß die Verfassung absolut unbrauchbar ist.

Am eifrigsten hat er sich das in Böhmen zu zeigen bemüht. Die Deutschen obstruieren den Landtag. Zuerst nur aus übler Laune, ohne ein bestimmtes Ziel. Später fällt ihnen ein, daß sie durch die Obstruktion die Tschechen zwingen können, entweder die deutschen Wünsche zu erfüllen oder die Landesautonomie, den höchsten ideologischen Wert der tschechischen Politik, zu gefährden. Die Tschechen geben aber nicht nach. Der Landesausschuß, in dem sie die Majorität haben, hilft sich eine Zeitlang durch Schuldenmachen. Schließlich wollen aber auch die opferwilligsten tschechischen Bankiers nichts mehr borgen und das Land steht, trotz der äußersten Sparfamkeit, vor dem Bankrott. Die Regierung wird angerufen. Aber Stürgkh bemüht sich weder um den Ausgleich, noch bewilligt er dem Landesausschuß neue Einnahmequellen, noch tut er irgend etwas anderes. Er wartet auf den Zusammenbruch. Und da ihm dieser nicht rasch genug kommt, veranlaßt er den Oberflandmarhall (den vom Kaiser ernannten Vorsitzenden des Landesausschusses) und die Feudalen, die dem Landesausschuß angehören, zum Rücktritt. Damit ist angeblich der Landesausschuß beschlußunfähig geworden und der Absolutismus hat freie Bahn.

An die Stelle des Landesausschusses tritt, nach dem am Sonntag kundgemachten kaiserlichen Patenten, eine Verwaltungskommission. Sie besteht aus acht obstrukturen Bürokraten (drei Deutschen und fünf Tschechen), denen der Graf Schönborn, der als Vertreter des feudalen Großgrundbesitzes dem Landesausschuß angehörte, präsidieren wird. Die Wahl dieses Präsidenten ist recht zweckmäßig: er ist Vizepräsident des Reichsgerichts, das in die Lage kommen kann, die gesetzlichen Grundlagen der Verwaltungskommission zu prüfen. Der Herr Graf könnte sich alsdann selber betätigen, daß er und seine acht Eunuchen von Rechts wegen amtieren. Was dem Landesausschuß wiederholt verweigert worden ist, hat die Regierung der Verwaltungskommission bewilligt: eine Erhöhung der Landeszuschläge zu den direkten Steuern (mit Ausnahme der Personaleinkommensteuer) von 55 auf 65 Prozent und außerdem die Einhebung einer Landesbiersteuer (vier Kronen vom Hektoliter).

Der Landtag ist aufgelöst worden. Zugleich ist die Anordnung von Neuwahlen erfolgt, so daß man glauben könnte, die Verwaltungskommission solle nur ein kurzes Intermezzo bilden. Aber dem ist nicht so. Der Absolutismus denkt

nicht daran, die Position, die er nun einmal erobert hat, so schnell wieder preiszugeben. Beweis dessen, daß das Statut der Verwaltungskommission Bestimmungen über die Ausarbeitung des Landesvoranschlags enthält; daß ferner die Bierausgabeordnung bis zum 31. Dezember 1917 gelten soll; und daß endlich die Neuwahlen erst stattfinden sollen, wenn die Regierung den „geeigneten“ Zeitpunkt für die Durchführung der Wahlen gekommen glaubt. Und damit ja niemand im Zweifel darüber bleibe, was sich die Regierung unter dem geeigneten Zeitpunkt vorstellt, erklärt sie selber: „Die sofortige Vornahme der Neuwahlen ließe bei dem gegenwärtigen Stande der Ausgleichsfrage eine Wendung zum Besseren noch nicht erwarten.“ Die Regierung will sich also mit der Ausschreibung der Neuwahlen, d. h. mit der Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände Zeit lassen, bis der „Stand der Ausgleichsfrage“ eine „Wendung zum Besseren erwarten läßt“.

In einer Rechtfertigungsschrift, die von heuchlerischen Phrasen froh, macht die Regierung den Versuch, zu beweisen, daß ihr nichts anderes übrig geblieben sei, als der Staatsstreich, oder, wie sie sich ausdrückt: „Maßnahmen, die sich auf einer Linie bewegen, die nicht innerhalb, sondern neben der Landesverfassung verläuft.“ Die Untätigkeit des Landtags habe einen „Notstand“ geschaffen, aus dem ihr ein „Notrecht“ (zum Staatsstreich) erwachsen sei. Aber diese Redensarten können nicht die Tatsache aus der Welt schaffen, daß die Regierung durch ihre absolute Gleichgültigkeit gegen die Vorgänge in Böhmen, durch ihre wohlberechnete Passivität den Notstand geschaffen hat, den sie nun für den Absolutismus fruktifiziert.

In einer postfaktischen Situation befinden sich die Landtagsparteien, die Deutschen sowohl als die Tschechen. Die Deutschen haben die Vernichtung der von den Tschechen so teuren Landesautonomie erreicht. Es ist ihnen aber nicht gelungen, die Tschechen, was doch der Zweck der Uebung war, fette zu machen. Ja sie müssen zum Landeshaushalt nun noch mehr beitragen als früher, während sie doch der „Ausbeutung“ Deutschböhmens durch die Tschechen ein Ende machen wollten. Die Tschechen wieder beklagen den Verlust der Landesautonomie, aber sie haben den Deutschen nicht das kleinste Zugeständnis gemacht und die Landesfinanzen sind einseitig „sanierter“. Natürlich werden jetzt beide Teile gegen die Einsetzung der Verwaltungskommission protestieren; die Jungtschechen haben es bereits getan. Aber es wird sehr bald offenbar werden, ob diese Proteste ernst gemeint sind. Wer wirklich protestieren will, dem ist, da die Einsetzung der Verfassungskommission, die Erhöhung der Landesumlagen und die Anordnung der Biersteuer verfassungswidrig ist, der Weg klar vorgezeichnet. Ob ihn die bürgerlichen Parteien gehen werden?

## Feuilleton.

### Vom Waisenhaus bis zur Fabrik.

50]

[Nachdruck verboten.]

Das erste Weihnachtsfest in der Kaserne brachte für mich eine besondere Überraschung, und sogar noch eine doppelte: zum ersten einen Brief der Frau Pfarrer Burkhard nebst einer Postanweisung auf 5 Mk. und einen Brief aus der Schweiz, für den ich, weil er unfrankiert war, 40 Pfg. Strafpfand bezahlen mußte. Er kam von meiner Schwester. Von Basel aus, wo sie in Stellung war, hatte sie ihn — als „Soldatenbrief“ aufgegeben. Es waren mehr als vier Jahre verstrichen, seitdem wir das letztmal uns gesehen, ja überhaupt etwas voneinander gehört hatten. Bei unsern gemeinsamen Verwandten in Immenstaad hatte sie in Erfahrung gebracht, daß ich zuletzt in Ueberlingen gewesen sei, und war dann dahingefahren, um mich zu besuchen. Inzwischen war ich aber schon Soldat geworden. Jetzt schrieb sie mir andeutungsweise über ihre Erlebnisse; sie war Kellnerin geworden und stellte in Aussicht, mich in Bälde zu besuchen und vielleicht in Landau Stellung zu nehmen. Das war etwas nach meinem Sinne, und umgehend schrieb ich ihr zurück, sie solle sich sputen und kommen. Sie kam aber weder jetzt noch später.

Am zweiten Feiertage ging auch mein Wachtmeister auf ein paar Tage, wie er zu mir sagte, fort. Ich atmete erleichtert auf, als er weggegangen war, nun brauchte ich doch nichts zu pugen. Doch ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Knapp anderthalb Tage war er fortgewesen, dann hatte es ihn wieder zu seiner Batterie zurückgetrieben. Er hielt es ohne ihre belebende Nähe einfach nicht aus. Als

er kam, hatte ich noch nichts gepuht, denn vor dem dritten Tage hatte ich ihn nicht zurückgewartet, und wozu denn früher pugen, ehe es unbedingt notwendig war. Er schien in sehr übler Laune zu sein, ich hielt mich darum so weit wie möglich von ihm weg. Seine Laune wurde schlechter und schlechter und stieg bis auf den Gipfel der Schlechtigkeit, als die Rekruten aus dem Urlaub zurückkehrten. Als er die Rekruten vor dem Ausrücken, am Tage nach Ende des Urlaubs, sich anschaute, da war ihm nichts gut genug an ihnen. „Führen Sie die Gesellschaft in die Geschüßhalle“, wandte er sich an den ausführenden Sergeanten, „und lassen Sie sie exerzieren, damit die Urlaubsgedanken vergehen.“ Das ließ sich unser Sergeant nicht zweimal sagen. Er ließ uns in der Geschüßhalle bei halbgeschlossenen Toren unter Ausschluß der Öffentlichkeit exerzieren, wie wir die ganzen drei Jahre nicht mehr exerziert haben. Eine volle geschlagene Stunde lang machten wir „Lauffschritt auf der Stelle“, „Ganze Batterie kehrt, kehrt, kehrt!“ — das heißt man „fortgesetzte Wendungen“ machen —, Kniebeuge nach 40 Tempos mit Säbelgriffen, Kumpfbeugen und -strecken, Hände- und Fuhrrollen, Beine seitwärts spreizen, kurz und gut die ganze Exerzier-Schule wurde in dieser einen Stunde durchgenommen, ohne daß ein einziges „Rührt euch“ erging. Es war an diesem Tage bitter kalt, aber wir armen Kerle froren wahrhaftig nicht: uns troff der Schweiß vom Gesicht herunter, und das Hemd klebte naß am Leibe. So hat man „der Gesellschaft“ die Urlaubsgedanken vertrieben.

Nach Neujahr nahm der Dienst größeren Umfang an. Hauptstück wurde jetzt der Wachtdienst, den wir bald leisten sollten, und vor allem andern der Parademarsch, diese Krone des Exerzierreglements, fleißig eingeübt. Und merkwürdig: während in der Kaserne die tollsten Gerüchte über „Krieg in Sicht“ umgingen — es war die Zeit des Kampfes um das Septennat im Januar und Februar 1887 —, während die Presse den tollsten Kriegslärm verübte, während sie die fürchterlichsten Töne anschlug über die Wehrlosigkeit der Nation, Baracken an der Grenze erbauen und Melinitbomben auf Haufen geschichtet sah, während sie dem armen Bauer

durch plündernde Franzosen „die letzte Kuh aus dem Stalle“ holen ließ, übten wir, trotzdem wir halb und halb auf der Grenzwacht standen, in aller Seelenruhe Parademarsch. Tag für Tag. Die Vorgesetzten ließen sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Parademarsch, Ehrenbeugung und Wachtdienst, das war das A und das O unseres täglichen Dienstes. So übten wir uns für den Ernstfall zum Schutze des Vaterlands, während man davon fabelte, daß die Mobilisierung in Sicht sei. Es war aber auch hoch an der Zeit, daß man uns den Parademarsch beibrachte und uns auf alle Fälle befähigte, „kurz auf der Stelle, zu treten“, um zur rechten Zeit mit aller Wucht „zum Parademarsch“ antreten zu können. Die Zeit der Vorbereitungen nahte, wie auch des Prinzregenten Luitpold (12. März) sowie des deutschen Kaisers Geburtstag (22. März) in Sicht war. Dazu kam noch ein anderer gewichtiger Umstand, nämlich der, daß wir um die gleiche Zeit herum einen neuen Abteilungskommandeur erhielten, einen Freiherrn v. Stengel, der am Parademarsch offenbar seinen Narren gefressen hatte. Seitdem der Mann da war, schien es überhaupt nichts mehr zu tun zu geben als Ehrenbeugungen üben und Parademarsch treten. Ich sah ihn noch deutlich vor der Front der Abteilung stehen, die seiner harpte, als er kam, um sich als Kommandeur vorzustellen. Er war ein Mann, wie sein Name besagte: ein Stengel, dürr und lang und hölzern. Dabei hatte er eine dünne, schneidende scharfe Zifferstimme, die einem über die Nerven ging, wie wenn man mit einem Griffel hart drückend über eine Schiefertafel fährt. Nach Entgegennahme des Rapports hielt er an die Abteilung eine kurze Rede, in der er kund und zu wissen tat, daß er durch allerhöchste Gnade und Vertrauen mit der Führung dieser p. p. Abteilung betraut worden sei, und was man sonst noch bei derlei Gelegenheiten an Phrasen von sich gibt. Von all dem, was er sagte, ist mir nur noch das in Erinnerung geblieben, daß er ganz am Schluß, ehe er zu dem üblichen Hoch auf den Regenten auslief, gesagt hat: „Ich werde ein strammes Regiment führen.“ Er hat Wort gehalten, der Herr Baron! Er hat wirklich ein strammes Regiment geführt. Der Herr Baron